

Gion A. Caminada

Gion A. Caminada ist Architekt in Vrin GR und Professor für Architektur und Entwurf an der ETH Zürich. Die lokale Kultur inspiriert Caminadas Schaffen und prägt gleichzeitig seine ausdrucksstarke Architektur.

Foto Michael Leuenberger



«Die Gemeinschaft zurückerobern»

Gion A. Caminada über eine Architektur, die Identität stiftet und gute Nachbarschaften ermöglicht

Seit Jahrzehnten prägt die Abwanderung die Alpenregionen der Schweiz. Die vorhandenen Infrastrukturen wie Schule, Laden, Restaurant und die Anbindung an den öffentlichen Verkehr sind schwer zu erhalten. Sie geben mit der Idee der «guten Nachbarschaften» und mit dem Konzept «Orte schaffen» Gegensteuer, auch eines Ihrer Seminare an der ETH heisst «Orte schaffen». Worum geht es genau?

Ich bin überzeugt, dass der Mensch Zugehörigkeit zu einem überschaubaren Ort braucht, damit er überhaupt bereit und fähig ist, Verantwortung für seine nähere Umgebung und die dort vorhandenen Lebenszusammenhänge zu übernehmen. Das ist das übergeordnete Thema: die Nähe zu den Dingen. Auch an der aktuellen Biennale in Venedig geht es bei meinem Beitrag darum, dieses Anliegen zu verdeutlichen. Ich bin überzeugt, dass Architektur viel stärker eine Architektur der Beziehung werden muss. Eine Beziehung, die wir aufgrund unserer inneren Bilder und der Wirklichkeiten vor Ort bewusst gestalten. Diese Wirklichkeiten hängen mit dem Klima des Orts zusammen, mit dem Können und Wissen der Menschen, die dort leben, mit den Materialien, die vorhanden sind, und vielem mehr. Daraus

entstehen Orte von hoher Lebensqualität, die Ausdruck eines engen Beziehungsgeflechts und des individuellen Charakters sind. Damit entsteht auch Differenz.

Erläutern Sie uns den Begriff der «Differenz» etwas näher.

Wenn mir etwas nahe ist, so produziere ich etwas, das sich spezifisch zu einer bestimmten Situation verhält, different ist – so vermag ich gegenwartsbezogen zu sein und kann vorhandene Qualitäten stärken. Die Differenz erhält Kraft und wirkt identitätsvermittelnd – und kopiert nicht einfach etwas, das bereits existiert. Differenz in der Architektur entsteht letztlich aus der Nähe zu den Dingen, aus der Auseinandersetzung mit ihnen, aus Beziehungen – und damit eben auch aus der unendlichen Vielfalt der Orte, die es gibt. Vielfalt ist eine Qualität, welche die Differenz ermöglicht.

Gegenbeispiel: Wenn ich ein Quartier baue, in dem jedes Haus komplett anders aussieht, so sind dies zwar auch Differenzen, aber völlig beliebige, ohne Bezug zum Ort. Dieses Zuviel an Differenz endet in der Monotonie, es entwickelt keine Wirkung und bleibt kraftlos. Das vermeintlich Individuelle kippt ins Willkürliche. In Bezug auf das Bauen in



den Alpen – innerhalb eines Dorfs – muss ich hingegen schauen, dass Ensembles homogen bleiben und ein gewisses Mass an Gleichem aufweisen. Gleichzeitig darf ich nicht alles bestimmen. Und wenn ich einen Ort verstehe, werde ich auch frei im Umgang mit anderen Orten.

Was bedeutet das konkret für den Ort, an dem wir uns jetzt befinden, im Gasthaus am Brunnen in Valendas GR, den Sie gestaltet haben?

Für gute Nachbarschaft braucht es Ideen für Lebensqualität. Wichtig sind nicht mehr allein quantitative Kriterien wie etwa die Mindestanzahl von rund 500 Einwohnern, die es braucht, damit ein Dorf ökonomisch funktionieren kann. Fast die Hälfte aller Berggemeinden erreicht diese Grösse nicht und wäre aufgrund ihrer Strukturschwäche gar nicht überlebensfähig – was letztlich auch zu Gemeindefusionen führte. Ich bin überzeugt, dass der Aspekt der Grösse weniger bedeutend ist als die Art und Weise, wie sich Gemeinschaften bilden. Heute müssen wir über Lebensqualität sprechen und uns fragen, was Gemeinschaften zusammenhält.

Mit dem Gasthaus wollten wir einen Raum schaffen, der Ereignisse zulässt. Die Gemein-

schaft sollte wieder im Zentrum stehen. Ich überlegte mir: Was soll sich an diesem Ort ereignen, was müssen wir tun, damit sich Menschen hier begegnen können? Menschen, Ideen und bauliche Strukturen ermöglichen das Ereignis. Diese Wechselbeziehung scheint mir unglaublich wichtig. Ich interpretiere das Ereignis übrigens ganz im Sinn des französischen Philosophen Alain Badiou, der sagte: Es ist nicht voraussehbar, es kommt einfach auf dich zu, im Sinne eines Zufallens. Gerade deshalb ist es die Rolle der Architektur, einen guten Rahmen dafür zu schaffen.

Welche Rolle spielt das 500-jährige Gebäude, das «Engihuus», das vor vier Jahren zum Gasthaus am Brunnen wurde – wie hat die Neugestaltung den Ort belebt?

«Die Gemeinschaft zurückerobern» ist hier das Stichwort. Die Beziehung zwischen Stadt und Land ist zentral, was sich auch ganz konkret ausdrückt: Es gibt zwei Stammische für die Einheimischen, Gästezimmer für die Auswärtigen, einen Saal für Versammlungen und ein Restaurant. Zudem gibt es vor allem im Sommerhalbjahr kulturelle Veranstaltungen wie Konzerte und Theateraufführungen. Einheimische und Auswärtige sollen sich auf Augenhöhe begegnen können –

Der hölzerne Brunnen aus Lärchenholz von 1760 prägt den Dorfkern von Valendas GR, umrahmt vom «Grauhuus» (links) und «Engihuus» (rechts), heute Gasthaus am Brunnen. Foto Michael Leuenberger

Im hellen Erweiterungsbau befinden sich Restaurant mit Gartensitzplatz (unten) und der Saal (oben), der via Treppe vom Dorfplatz aus direkt zugänglich ist. Fotos Michael Leuenberger



obwohl sie verschiedene Ansprüche haben. Auch diese Unterschiedlichkeit würde ich nämlich als Qualität bezeichnen. Und: Wer hierherkommt, soll das Gefühl haben, etwas zum Ort beizutragen. Dazu haben viele Persönlichkeiten der Stiftung Valendas Impuls (www.valendasimpuls.ch) mit ihrem Engagement beigetragen, damit all das überhaupt realisiert werden konnte.

Der Ort lebt also von Einheimischen ebenso wie von den Touristen?

Sicher – es ist aber eine andere Art von Tourismus, als wir ihn oft sehen. Ich sehe, dass viele Besucherinnen und Besucher von auswärts wegen der tollen Gastgeber und der hervorragenden Küche kommen, möglicherweise auch wegen der Architektur. Man will Teil dessen sein, es ist nicht nur ein Konsumieren, sondern ein Erleben. Ich finde, dass der Tourismus allgemein weniger Erlebnis- als vielmehr Erfahrungsräume anbieten sollte. Dazu gehört zum Beispiel das Essen und seine Herkunft: Wir legen Wert darauf, dass die meisten Nahrungsmittel von den hiesigen Bauern stammen. Das stärkt die lokale Wirtschaft.

Wie wurde mit der historischen Bausubstanz umgegangen?

Das Haus ist kein Edelstück, sondern ein einfaches Haus. Es war Wohnhaus mit Stall, Ladenlokal, Posthalterstation und auch Gasthaus. Ich habe einen unverkrampften Um-

gang mit Alt und Neu – das programmatische Entgegensetzen von Alt und Neu ist nicht so meine Sache. Mich stört die Tendenz, dass Architektur viel zu stark und plakativ auf das «Gewesene» reagiert. Ich sehe das eher als Ganzheit und möchte, dass meine Architektur viel mehr von den Bedürfnissen im Hier und Jetzt ausgeht, dass sich Gewachsenes und Neues ergänzen.

Das bedeutet beispielsweise, dass im alten Hausteil die Vergangenheit stark spürbar ist, die gute, konstruktive Substanz wurde erhalten. Historische Wandverkleidungen und alte Riemenböden wurden wieder instand gestellt. Und der neue Gebäudeteil mit dem Saal, in den man über eine Treppe direkt vom Dorfplatz gelangen kann, knüpft nahtlos an das Bestehende an. Übrigens war ein wichtiges Verbindungselement insgesamt der helle Kalkputz, der es uns erlaubte, die alten und neuen Formen zu einer Ganzheit zu verbinden.

Wäre Ihre Herangehensweise denn auch für das Bauen in städtischen Regionen fruchtbar?

Davon bin ich überzeugt: Das Kosmopolitische in der Denkart, die Differenz als Methode und das Lokale in der Umsetzung – diese Herangehensweise wäre auch für Stadtgebiete fruchtbar. Es braucht den Fokus auf das Spezifische, sich auf einen einzelnen Ort zu konzentrieren und trotzdem die Welt mit einzubeziehen.

Das Lokale hat dabei nichts zu tun mit etwas Hinterwäldlerischem, sondern mit der Nähe zu den Dingen – daher ist lokales Bauen in der Stadt genauso wichtig wie im Dorf. Es geht doch letztlich darum, mit Architektur Erfahrungen, Orte und auch Bilder zu schaffen, die mehr als blosse Kulissen und Zweckbauten sind – was wir schaffen, muss Kraft und Wirkung haben, weil es sich auf einen kulturellen Kontext und Lebenswelten bezieht und nicht einfach aufgestülpt ist oder Ausdruck eines grenzenlosen Utilitarismus ist.

Wie wirkt sich das auf Ihre Lehrtätigkeit aus?

Meinen Studierenden sage ich immer: «Wenn ihr etwas in seinem Zusammenhang verstanden habt, dann werdet ihr euch nicht getrauen, einfach zu kopieren.» Man hat Respekt vor dem, was man versteht, und das macht letztlich frei. Das bedeutet eben nicht, dass man nur Vorhandenes wiederholt oder beim Bestehenden bleibt – im Gegenteil! Oft muss man etwas völlig Neues bilden, damit etwas Brauchbares entstehen kann. Differenzen sollen nicht einfach willkürlich entstehen, sondern müssen angepasst werden an die spezifischen Wirklichkeiten, an



Konstanten in der Architektur, wie die Topographie, das Material, die Konstruktion, Hierarchien oder Typologien. Und ebenso wichtig sind dabei Ereignisse, Zufälle, Emotionen, innere und äussere Bilder. Das war das Hauptthema in Valendas – und es begleitet mich auch in der Arbeit mit den Studierenden permanent.

Herzlichen Dank für das Gespräch. ●

Michael Leuenberger, Angelica Tschachtli

Gelungenes Wechselspiel von Alt und Neu nach dem Umbau des «Engihuus» von 1517: die Gaststube als Ort der Begegnung mit dem Stammtisch, Gästezimmer mit Specksteinofen und Treppenhaus. Fotos Michael Leuenberger